

## ZWISCHEN GESCHICHTE UND POLITIK: DER ZWEITE WELTKRIEG IN MUSEEN UND GEDENKSTÄTTEN IM WESTLICHEN UND ÖSTLICHEN EUROPA

Vor 66 Jahren endete der Zweite Weltkrieg – und bis heute unterliegt die Erinnerung an ihn einem beständigen Wandel. Dieser muss im Kontext immer neuer politischer Entwicklungen gesehen werden. Die Konferenz „Zwischen Geschichte und Politik: Der Zweite Weltkrieg in Museen und Gedenkstätten im westlichen und östlichen Europa“ setzte sich zum Ziel, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Erinnerung in Ost und West zu ergründen, zu fragen, wie politische Einschnitte und Interessen den Diskurs über diesen Krieg prägten und inwiefern von einer Europäisierung der Erinnerung die Rede sein kann. Die besondere Aufmerksamkeit galt dabei der Funktion von Museen und Gedenkstätten, identitätsstiftende Kriegsbilder zu generieren und Vergangenheitsdiskurse widerzuspiegeln. Bei der Veranstaltung handelte es sich um die zweite Konferenz des am Collegium Carolinum angesiedelten und von der Volkswagenstiftung finanzierten internationalen Forschungsprojekts „Musealisierung der Erinnerung.“<sup>1</sup> Étienne François (Berlin), Włodzimierz Borodziej (Warschau), Ekaterina Keding (München), Ekaterina Makhotina (München) und Martin Schulze Wessel (München) konzipierten die Konferenz, wobei es ihnen

---

<sup>1</sup> Der Sammelband der ersten Konferenz des Projekts ist soeben erschienen: *Heinemann, Monika/Maischein, Hannah/Flacke, Monika/Haslinger, Peter/Schulze Wessel, Martin* (Hgg.): *Medien zwischen Fiction-Making und Realitätsanspruch – Konstruktionen historischer Erinnerungen*, München 2011 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 121).

gelang, neben Historikern auch „Praktiker“ der Gedenkstätten- und Museumsarbeit vom 29. Juni bis 1. Juli 2011 in München zu versammeln. Somit vereinte die Konferenz Werkstattberichte wie Analysen von Expositionen und Diskursen über den Zweiten Weltkrieg.

Die inhaltliche Debatte eröffnete Étienne François mit Thesen zur europäischen Erinnerung. Zwar könne, so François, weder für die Gegenwart noch mit Blick auf die unmittelbare Nachkriegszeit von einer gemeinsamen Erinnerungskultur die Rede sein. Dennoch gebe es Bezüge, die im Wesentlichen auf den nationalen Rahmen als Entstehungszusammenhang zurückzuführen seien, welcher somit ein die europäischen Erinnerungs- und Gedenkkulturen verbindendes Element darstelle. So lasse sich beispielsweise für die Nachkriegszeit der Trend feststellen, den Tod der Opfer von Krieg und NS-Verbrechen als sinnhaft zu zelebrieren, indem sie als Helden und Märtyrer geehrt wurden. Dieser Helden- und Märtyrerkult habe einen wichtigen Beitrag geleistet, Nationen zu einen. Gleiches gilt für den Imperativ „nie wieder!“ oder die Amnestien, die in den meisten europäischen Ländern die Möglichkeit der Reintegration der Täter eröffnen sollten.

Während Étienne François somit in einer *tour d'horizon* Tendenzen und Entwicklungen der europäischen Erinnerungskultur thesenstark umriss, konzentrierte sich Thomas Thiemeyer (Tübingen) in seinem Vortrag auf das Museum als Medium der Erinnerung. Dabei hob er insbesondere das Spannungsfeld der affektiven und der kognitiven Dimension der Museumsinszenierungen als charakteristisch hervor. Die in der Diskussion von Thiemeyers Beitrag aufgeworfene Frage nach der Wirkung von Museen auf das historische Bewusstsein, die vor allem auf Besucherstudien abzielte, leitete inhaltlich zum ersten Panel über.

Ina Markova (Wien) untersuchte in ihrem Vortrag zur Wiener Ausstellungslandschaft Museen primär als Resonanzräume, die Einblicke in den Stand der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit gewähren. Angesichts der langwierigen Entstehungsgeschichte des „Hauses der Geschichte“ gelangte sie in ihrer inhaltlichen Analyse zu dem Schluss, dass es in Österreich an einem gefestigten Narrativ fehle, welches die Mittäterthese aufgreift und damit das seit den achtziger Jahren in die Kritik geratene Viktimisierungsnarrativ ablöst. Weitere Vorträge dieses Panels, welches Fragen der Heroisierung, Viktimisierung und des Umgangs mit den (eigenen) Tätern gewidmet war, beschäftigten sich mit der Ukraine, Weißrussland und Norwegen. Wendy Lower (München) führte aus, dass sich die Erinnerungskultur an den Zweiten Weltkrieg in der heutigen Westukraine durch das Streben auszeichne, den Krieg als nationalen Freiheitskampf zu deuten. Deutlich wies sie dabei auf die Problematik hin, die sich angesichts dieser Tendenzen und der Verstrickungen gerade dieses Teils der Ukraine in die Kollaboration im Holocaust und in Verbrechen gegen die Polen ergibt. Von den Entwicklungen in der Ukraine hebt sich der Fall der weißrussischen Provinz in einem Punkt entschieden ab: Das Narrativ aus sowjetischen Zeiten wird nach wie vor in Ehren gehalten, wie Ekaterina Keding am Beispiel von lokalen Museen und Gedenkstätten in Vitebsk und dem Vitebsker oblast' deutlich machte. So wird auch nach dem Ende der Sowjetunion der Zweite Weltkrieg weiterhin als „Großer Vaterländischer Krieg“ gefeiert und Weißrussland als „Partisanenrepublik“ geehrt. Für Fragen nach den eigenen Tätern und der Kollaboration

sei hier ebenso wenig Raum wie für Geschichten vom Leid. Stoff zur Diskussion bot die Frage, inwiefern dieses Narrativ primär von staatlicher Seite oktroyiert oder auch in Bedürfnissen der Bevölkerung begründet sei. Eine Erweiterung der Perspektive bot Jorunn Sem Fures (Berlin/Oslo) Beitrag, der die Okkupation Norwegens in der norwegischen und der deutschen Erinnerungskultur untersuchte. Sem Fures Hauptaugenmerk galt dabei der Frage, wem in den Narrativen der Ausstellungen die Rolle der Akteure und wem die passive, die der Objekte von Handlungen und Ereignissen, zudedacht wird. Sie schlussfolgerte, dass es nach den deutschen Darstellungen zwar eine Besatzung, nicht aber Okkupierte gab – und nach den untersuchten norwegischen Expositionen eine „Besatzung ohne Besatzer“.

Bereits der Vortrag Ekaterina Kedings thematisierte die Musealisierung in der Provinz und deren Spezifik. Keding vertrat in der Diskussion die These, in Weißrussland hielten gerade die provinziellen Museen an noch aus sowjetischer Zeit stammenden heroischen Narrativen fest. Dies begründete sie damit, dass man hier – anders als in Minsker Museen – weitaus seltener mit kritischen Fragen beispielsweise von ausländischen Besuchern konfrontiert sei. Das zweite Panel vertiefte die Auseinandersetzung mit der Museumslandschaft der Provinz in zwei Vorträgen zu Museen der Lokalforschung (*kraevedenie*) in den russischen Regionen. Dabei gab insbesondere Ekaterina Melnikova (St. Petersburg) auch allgemeine Einblicke in die Konjunkturen und Ausprägungen der *kraevedenie*. Die Initiative für Museen kam zumindest in Karelien von lokalen Parteifunktionären und damit von offizieller Seite, war also nicht das Ergebnis einer Initiative „von unten.“ Der „Große Vaterländische Krieg“ werde in den Museen Kareliens ausgespart. Melnikova führte diesen Befund auf die besondere Geschichte der Region zurück, deren Bevölkerung dort erst angesiedelt wurde, nachdem sich die Sowjetunion das Gebiet infolge des Kriegsausgangs einverleibt hatte. Die Spezifik von *kraevedenie*-Museen als Orten, die dem Ausstellungsobjekt tendenziell eine höhere Priorität als dem kohärenten Narrativ einräumen, arbeitete Zuzanna Bogumił (Warschau) am Beispiel der Musealisierung des Krieges in der Republik Komi heraus, einer Region, deren Geschichte stark mit dem Gulag assoziiert ist. In diesen Museen treffen lokale und nationale Erinnerungsdiskurse aufeinander und bleiben oftmals unverbunden nebeneinander stehen, wie Bogumił am Beispiel Pečoras zeigte. Monika Heinemann (München) untersuchte anders als ihre Vorrednerinnen keine Provinzmuseen, sondern eine Exposition über Krakau während der NS-Besatzung. In ihrer Analyse arbeitete Heinemann die innovativen Aspekte der 2010 eröffneten Ausstellung heraus, die in der ehemaligen Fabrik Oskar Schindlers zu sehen ist. Hervorzuheben sei, dass das Alltagsleben in das Narrativ inkorporiert wurde und nicht nur Polen als alleinige Protagonisten präsentiert werden, sondern auch Juden. Diese würden somit als integraler Bestandteil der Bevölkerung Polens gewürdigt.

Das dritte Panel war als einziges Südosteuropa gewidmet. Mira Jovanović-Ratković (Zürich) beschrieb die serbische Erinnerung an das kroatische Konzentrationslager Jasenovac, welche im ehemaligen Jugoslawien primär von der serbisch-orthodoxen Kirche und nicht von staatlicher Seite gepflegt wurde. In der seit den achtziger Jahren bestehenden Ausstellung in Banja Luka (Bosnien und Herzegowina) wurde Jasenovac zunächst verdrängt. Die heutige Exposition weist aus

Jovanović-Ratkovićs Sicht zahlreiche Mängel auf, die sie einzeln aufführte, wodurch der Vortrag ein stark normative Färbung erhielt und die Analyse etwas in den Hintergrund geriet. Der Fokus von Martin Jungs (Jena) Beitrag galt Rumänien, wobei er betonte, dass der Zweite Weltkrieg in den Museen des Landes insgesamt marginalisiert werde. Dies gelte im Besonderen für die Täterfrage. Wenn diese überhaupt thematisiert werde, dann ausschließlich bezüglich des Regimes von Ion Antonescu, nicht aber hinsichtlich der rumänischen Gesellschaft. Die in der Diskussion des Vortrags von Jung angestoßene Frage nach dem internationalen Einfluss auf die Erinnerung an den Krieg in Rumänien erwies sich in der weiteren Debatte als fruchtbar. Als Beispiel führte Jung den im postkommunistischen Rumänien aufflammenden Antonescu-Kult an, der dem Land auf internationalem Parkett hinderlich war und Anfang des Jahrtausends sogar die Westintegration, allen voran den angestrebten NATO-Beitritt, gefährdete.

Die Wirkmacht internationaler Erwartungen wurde auch in den Panels vier und fünf deutlich, welche sich mit der Erinnerung an den Holocaust befassten. Die pauschale Formulierung „internationale Erwartungen“ bedarf dabei sicherlich weiterer Konkretisierung, der Befund selbst wurde von den Vortragenden allerdings überzeugend belegt. So zeigten Regina Fritz (Wien) am Beispiel Ungarns und Katalin Deme (Aarhus) an dem der Slowakei auf, dass die Bemühung um Westintegration selbst konservative Regierungen dazu bewog, Geschichtsnarrative ausländischen Erwartungen anzupassen. Ungarn verzichtete beispielsweise auf die ursprünglich geplante Neukonzipierung seines Beitrags zur Gedenkstätte in Auschwitz. Diese war auf internationale Kritik gestoßen, wobei der Vorwurf lautete, das Horthy-Regime solle in einem günstigen Licht präsentiert und ein eindeutiges Bekenntnis zur Mitverantwortung am Holocaust vermieden werden. Zudem war geplant, auf die sowjetischen Verbrechen zu verweisen – wie in der Ausstellung im „Haus des Terrors“ in Budapest. Damit hätte die geplante Neukonzipierung die Einmaligkeit des Holocaust in Frage gestellt. Fritz' Vortrag zu Ungarn unterstrich die Konkurrenz um die Erinnerung an die jüdischen Opfer des Holocaust einerseits und an die Opfer des Kommunismus andererseits, womit sie deutlich machte, dass Karin Piepers (Berlin) Beobachtungen zum gegenwärtigen Deutschland und den USA kaum die Regel darstellen. Pieper war zu dem Schluss gekommen, dass die Erinnerung an den Holocaust zumindest in diesen beiden Ländern derzeit keine Herausforderung der nationalen Meistererzählung darstelle. Ein spezifisches Problem der Erinnerungskultur adressierte schließlich Hannah Maischein (München). Sie widmete ihren Vortrag der „Apotheke zum Adler“ im ehemaligen Krakauer Ghetto. Die Apotheke stellte für die Ghettobewohner eine Kontaktstelle zur Außenwelt dar, denn sie wurde von dem einzigen katholischen Polen (Tadeusz Pankiewicz) betrieben, der beschlossen hatte, im Ghetto zu bleiben. Maischein interessierte sich für das Museum als Ort, an dem das polnisch-jüdische Verhältnis thematisiert wird. Aber auch ihr Vortrag war immer wieder dem internationalen Moment gewidmet. Dabei arbeitete sie das nationenübergreifende Interesse an Orten des Jüdischen und der Verbrechen an den Juden in Krakau heraus, welches zur Revitalisierung dieser Orte beitrug. Ihr Augenmerk galt besonders der Rolle, die dabei Filme und Filmemacher spielten, allen voran Steven Spielberg und Roman Polanski. Maischein konstatierte

eine medialisierte Überformung der jüdischen Topografien der Stadt und brachte so ein neues Element in die Diskussion ein.

Das anschließende Panel zu Differenzen und Analogien in der Präsentation des Krieges in Museen im westlichen und östlichen Europa war weitgehend geprägt von Berichten aus der Praxis. Jörg Morré (Berlin) stellte das Deutsch-Russische Museum in Berlin-Karlshorst vor, wobei er herausarbeitete, wie sich das Narrativ des Museums seit dessen Gründung als sowjetisches Kapitulationsmuseum gewandelt hat. Bereits die heutige Exposition aus dem Jahr 1995 beschränkt sich nicht mehr allein auf den Sieg der Roten Armee, wie es die erste Präsentation getan hatte. Die Neukonzeption der Ausstellung, an der in Karlshorst momentan gearbeitet wird, soll die Bedeutung der Alliierten und andere zuvor marginalisierte Themen wie die Geschichte der Frauen stärker berücksichtigen. Zudem bemüht man sich darum, nationale Narrative aufzubrechen. Das ist auch die Intention des Gdańsker Museums zum Zweiten Weltkrieg, an dessen Konzeption ein internationaler Kreis von Historikern beteiligt ist. Die Planungsarbeiten zu diesem Ausstellungsort stellte Piotr M. Majewski (Warschau) vor. Er beschrieb den Versuch ein Museum zu schaffen, welches einerseits eine lokale Perspektive anstrebt und andererseits eine, die den Weltkrieg in seiner gesamten Dimension beleuchtet. Als bevorzugtes Mittel der Musealisierung zeichnete sich die Individualisierung der Geschichte ab. Diese Strategie legte Jane Redling (Berlin) detailliert am Beispiel eines Ausschnittes der Ausstellung „ÜberLeben – Umbruchzeiten 1945“ des Museums Europäischer Kulturen in Berlin dar.

Christian Ganzer (Kiew/Berlin) war der einzige Vortragende dieses sechsten Panels, der nicht selbst in einem Museum arbeitet. Auf der Grundlage der Schilderung des Kampfes um die Brester Festung stellte er die lange Reihe der Fehler im Museum der Festung heraus um zu dem Schluss zu gelangen, in Brest werde „Geschichtsklitterung“ betrieben. Damit führte Ganzers Vortrag die Bedeutung der von Étienne François eingangs formulierten Forderung vor Augen, die Offenheit der Frage, was „richtiges“ Gedenken und Erinnern sei, müsse akzeptiert werden, anstatt eine Gemeinsamkeit der Erinnerung zu forcieren. Für Ganzers Vortrag hatte der normative Ansatz zur Folge, dass eine Vielzahl von Fragen nicht gestellt wurde. Beispielsweise wäre es interessant gewesen zu erfahren, warum die von ihm genannten Symbole wie die Uhr für die Ausstellung so wichtig sind und worin ihre emotionale Kraft liegt. Auch drängt sich die Frage auf, weshalb an überholten Narrativen festgehalten wird – oftmals nachweislich wider besseres Wissen. In diesem Sinne wäre ferner zu überlegen, inwiefern der von Ganzer kritisierte Heldenkult mit einem Bedürfnis in der Bevölkerung nach genau diesem Narrativ korrespondiert. Nicht zuletzt hätte sich die Verortung des Museums und seiner Darstellung des Kampfes um die Brester Festung in größeren Kontexten sicher gelohnt.

Während das Gros der Tagung dem Zweiten Weltkrieg im Museen gewidmet war, galt das besondere Interesse des siebten Panels den KZ-Gedenkstätten. Der Vortrag Barbara Distels gewährte Einblicke in die praktische Arbeit in Dachau und beleuchtete den steinigen Weg hin zur Errichtung einer Gedenkstätte auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers. Während diese in Dachau mittlerweile etabliert ist, musste die Gedenkstätte in Sobibór kürzlich aus Geldmangel schließen. Sabrina

Lausen (Paderborn) legte in ihrem Vortrag die Schichten der Erinnerung an diesem Ort frei. Zunächst sei in Sobibór primär sowjetischer Kriegsgefangener und polnischer, kaum jedoch jüdischer Opfer gedacht worden. Ein weiterer Aspekt in Lausens Beitrag war das ehemalige Lager als Ort des Gedenkens im Polen nach dem Ende des Ostblocks, und schließlich arbeitete sie die Spuren und Einflüsse einer globalisierten Erinnerungskultur heraus. Konflikte um die Deutung eines Ortes und die Konkurrenz der Opfergruppen waren auch zentral für Ulrike Lunows (München) Analyse der Gedenkstätte Theresienstadt. Hervorzuheben ist ihr genauer Blick auf die Akteure, wobei sie unter anderem auf die Gedenkstättenmitarbeiter und den tschechoslowakischen Opfernverband einging, welche die Praktiken des Erinnerns maßgeblich prägten. Damit unterstrich sie, dass das Gedenken in der sozialistischen Tschechoslowakei alles andere als eine rein staatliche Veranstaltung war. Darüber hinaus betonte sie die internationale Vernetzung Theresienstadts, auch während des Staatssozialismus, und machte dies insbesondere an der Ausstellung von Kunst in der Gedenkstätte und der Interpretation dieser als Akt des Widerstands deutlich.

Auf das Gedenken an und die Musealisierung der „verbrannten Dörfer“ konzentrierte sich das achte und letzte Panel. Im Zentrum standen Pirčiupis in Litauen (Ekaterina Makhotina), Lidice in Tschechien (Petr Koura, Prag) und Oradour-sur-Glane in Frankreich (Andrea Erkenbrecher, München/Strassbourg). Gerade der Beitrag Erkenbrechers warf dabei ein Licht auf die einende Funktion von Gedenkstätten, wenngleich diese im Fall Oradour-sur-Glans nicht von Dauer war. Denn die nationale Einheit im Gedenken an die Opfer zerbrach als bekannt wurde, dass sich auch elsässische Mitglieder der SS an dem Massaker beteiligt hatten – und diese Täter vom französischen Staat amnestiert worden waren. Die Kluft sei somit zwischen Nationalstaat und Oradour-sur-Glane verlaufen, sodass es staatlichen Vertretern seit 1953 explizit versagt war, an Ritualen des lokalen Gedenkens teilzunehmen. Während an dieser Front seit den achtziger Jahren eine Entspannung zu beobachten sei, loderten jedoch neue Konflikte auf, nämlich zwischen Historikern und der Opfergemeinschaft. Waren die Zäsuren des französischen Fallbeispiels damit höchst spezifisch, nahmen die Vorträge zu Litauen und Tschechien die Auswirkungen eines politischen Umbruchs in den Blick, der in beiden Fällen von eminenter Bedeutung war: der Wandel der Gedenkpraktiken im Kontext der Ereignisse um 1989/1990. Wie Ekaterina Makhotina deutlich machte, war das litauische Pirčiupis zunächst ein privater Ort, an dem religiöse Praktiken des Gedenkens vorherrschten. In den sechziger Jahren allerdings wurde es zum wichtigsten Erinnerungsort des Landes, der in hohem Maße politisiert war. Nicht zufällig wurde die Gedenkstätte zum 20. Jahrestag Sowjet-Litauens eröffnet. Dies war letztlich auch ein Grund, weshalb der Ort im souveränen Staat nach 1990 in Vergessenheit geriet und als „sowjetisch“ abgelehnt wurde. Eine weitere Ursache sah Makhotina in der Verlagerung der Aufmerksamkeit vom Zweiten Weltkrieg hin zu den Verbrechen des Stalinismus. Während 1989 somit für Pirčiupis den Verlust überregionaler Bedeutung mit sich brachte, kann dies von Lidice nicht behauptet werden. Laut Petr Koura sei hier vor allem ein Einschnitt in der Darstellung des Dorfes zu beobachten, das im Zuge der Vergeltungsaktion für das Attentat auf den stellvertretenden Reichsprotektor Reinhard Heydrich im Herbst 1941 auf Befehl niedergebrannt wurde. Während die

ursprüngliche Ausstellung die Bewohner des Dorfes als Helden gepriesen habe, würden diese in der neuen als Opfer dargestellt.

Insgesamt gelang es der Tagung, die Vielfalt der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg im östlichen und westlichen Europa und darüber hinaus zu beleuchten und dabei das Museum in seiner doppelten Funktion als Indikator für Tendenzen der Erinnerungskultur sowie als Kriegsbilder generierendes Medium zu reflektieren. Dabei erwies es sich als fruchtbar, dass die OrganisatorInnen der Konferenz TeilnehmerInnen mit so vielfältigem Hintergrund versammelt haben: Die MitarbeiterInnen von Museen und Gedenkstätten gestatteten immer wieder Blicke hinter die Kulissen und lenkten die Diskussion primär auf Strategien der Musealisierung. Die anwesenden HistorikerInnen vernachlässigten diesen Aspekt zwar nicht, ihr Augenmerk galt jedoch stärker der Analyse des Wandels der Narrative und der Kontextualisierung der in den Museen hervorgebrachten und widergespiegelten Bilder des Krieges. Als weiterer Aspekt muss an dieser Stelle die Internationalität der Konferenz positiv hervorgehoben werden. Zum einen kamen die TeilnehmerInnen aus einer Vielzahl verschiedener europäischer Länder. Zum anderen galt der Fokus nicht allein einer Region, wenngleich Osteuropa etwas mehr Aufmerksamkeit als Süd-, Nord-, und Westeuropa zuteil wurde. Anregend war schließlich auch, dass die Bandbreite der Beiträge sowohl das Erinnern in Museen und Gedenkstätten in seiner lokalen und regionalen Ausprägung als auch in seiner internationalen Dimension umfasste, indem „internationale Erwartungen“ und die Bedeutung der Außenpolitik als erinnerungspolitische Faktoren thematisiert wurden. So konnte differenziert diskutiert werden, was diese Geschichtsregionen in der Musealisierung der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Vergangenheit und Gegenwart trennt(e) und verband beziehungsweise verbindet.

München

Mirjam Voerkelius